

(Nachdruck verboten.)

72]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Nikolai fand den Brief, strich ihn glatt, blickte hinein und richtete ihn der Mutter.

„An sie.“

„Lesen Sie, bitte . . .“

Nikolai führte das graue, zerknüllte Papier an sein Gesicht und las vor:

„Gib wohl acht auf unser Werk, Mutter; sag' der hohen Dame, sie solle nicht vergessen, daß mehr über unsere Sachen geschrieben wird, darum bitte ich. Leb wohl!

Rybin.“

„Mein Liebling!“ sagte die Mutter traurig. „Sie haben ihn schon an der Kehle gepackt, aber er . . .“ Nikolai ließ langsam die Hand mit dem Brief sinken und meinte halblaut:

„Das ist wundervoll! . . .“

Ignat blickte sie an, indem er mit seinen schmierigen Fingern leise den bloßen Fuß berührte. Die Mutter trat mit einem Becken voll Wasser zu ihm, setzte sich auf den Boden und streckte die Hand nach seinem Fuß aus. Er aber schob ihn schnell unter die Bank und rief erschreckt:

„Was soll das? . . .“

„Gib schnell den Fuß her . . .“

„Ich bringe gleich Spiritus!“ sagte Nikolai.

Der Bursche schob den Fuß immer weiter unter die Bank und murmelte:

„Was wollt Ihr tun? . . . Das schickt sich nicht . . .“

Dann begann sie schweigend den anderen Fuß loszutwickeln. Ignats rundes Gesicht zog sich erstaunt in die Länge, er blickte mit weit offenen Augen hilflos drein und erklärte leise:

„Das wird aber jucken! . . .“

„Du hältst es schon aus!“ antwortete die Mutter und begann ihn zu waschen. Ignat schnob wieder laut durch die Nase, bewegte plump den Hals hin und her, blickte sie von oben nach unten an und öffnete komisch die Lippen.

„Weißt Du denn,“ begann sie mit zitternder Stimme,

„daß sie Michailo Iwanowitsch geschlagen haben . . .?“

„Was?“ rief der Bursche leise und furchtjam.

„Ja. Er war schon ganz zer schlagen und in Nikolskoe hat der Wachtmeister ihn noch gehauen und der Kommissar ins Gesicht . . . und hat ihm Fußtritte versetzt . . . bis aufs Blut!“

Die Mutter schwieg von Erinnerungen überwältigt.

„Das verstehen sie!“ erwiderte der Bursche stirnrunzelnd. Seine Schultern zitterten. „Das heißt — ich fürchte sie — wie die Teufel! . . . Aber die Bauern . . . haben die nicht geschlagen?“

„Einer hat geschlagen, der Kommissar befahl es ihm. Aber alle anderen haben sich gut benommen, sind sogar für ihn eingetreten — sagten, man dürfe ihn nicht schlagen.“

„N' ja — a . . . Die Bauern fangen auch an zu begreifen, wie die Dinge stehen und warum es so ist . . .“

„Unter denen gibt es auch vernünftige Leute.“

„Wo gibt es die nicht? Not macht klug. Aber zu finden sind die Leute nicht leicht; haben sich alle verkrochen und eingespinnen, jeder für sich. Daß sie sich aber zusammentun — dazu reicht der Mut nicht . . .“

Nikolai brachte eine Flasche Spiritus, legte Kohlen in den Samowar und ging schweigend fort. Ignat begleitete ihn mit neugierigen Blicken und fragte die Mutter leise:

„Ist das ein Herr?“

„In dieser Sache gibt es keine Herren, alle sind Genossen.“

„Das wundert mich!“ sagte Ignat unsicher und lächelte zerstreut.

„Was?“

„Na, so . . . Dort haut man mich, hier kraut man mich . . . Gibt es da noch eine Mitte?“

Die Zimmertür öffnete sich und Nikolai sagte auf der Schwelle:

„In der Mitte stehen Leute, die den Prügelmeistern die Hand küssen und ihren Opfern das Blut aus saugen.“ Ignat blickte ihn ehrerbietig an und meinte nach kurzem Schweigen:

„Das haben sie sich fein eingerichtet!“

„Milowna,“ sagte Nikolai, „Sie sind müde, lassen Sie mich das tun . . .“

Der Bursche zuckte unruhig mit den Füßen.

„Bin schon fertig,“ antwortete die Mutter und erhob sich. „Nun, Ignat, jetzt wasch Dich . . .“

Der Bursche stand auf, trat von einem Fuß auf den anderen, setzte sie fest auf den Fußboden und bemerkte:

„Sind wie neu geworden! Ich danke Euch . . . ja, ich danke Euch so . . .“

Sein Gesicht verzog sich, die Lippen zitterten, und die Augen wurden rot. Er schwieg einen Augenblick, blickte in das Becken mit schwarzem Wasser und flüsterte leise:

„Ich weiß gar nicht — wie . . .“

Dann setzten sie sich an den Tisch und tranken Tee; Ignat aber erzählte gefest:

„Ich war Austräger, aufs Gehen verstehe ich mich. Onkel Michailo hat mir befohlen: „Bring Du die Sachen! Gehst Du verloren, so bist Du immer nur allein . . .“

„Lesen viele Leute?“ fragte Nikolai.

„Alle, die können . . . sogar einige Reiche . . . Die bekommen die Schriften natürlich nicht von uns . . . denn dann würde man uns schnell abfassen! Sie begreifen wohl, daß das Schlingen für sie sind . . .“

Nikolai blickte ihn an und fragte:

„Warum — Schlingen?“

„Was denn sonst?“ rief Ignat erstaunt. „Nehmen doch die Bauern selbst allen Herren das Land weg, reinigen es mit ihrem Blut . . . Das heißt, sie werden es auch selbst teilen, und zwar so, daß es weder Herren noch Arbeiter mehr gibt . . . natürlich! Weshalb soll man denn überhaupt streiten, wenn nicht deswegen!“

Er schien geradezu beleidigt und blickte Nikolai mißtrauisch und fragend an. Der aber lächelte schweigend.

„Wenn heute bei allen Bauern die Schlägerei losgeht und sie siegen, morgen aber schon wieder der eine reich und der andere arm ist, dann danke ich ergebenst! Soll denn das Gauen immer wieder beginnen? . . . Wir wissen, wohl, Reichtum ist wie Streusand, er liegt nie ruhig, sondern fliegt wieder nach allen Seiten und reißt das Land wieder an sich . . . Nein, wozu dient das alles!“

„Sei nur nicht böse!“ sagte die Mutter scherzend.

Nikolai rief nachdenklich:

„Wenn wir nur schnell die Flugschrift mit der Nachricht von Rybins Verhaftung hinschicken könnten.“

Ignat spitzte die Ohren.

„Ich spreche ihn heute!“ sagte die Mutter.

„Ist denn schon eine fertig?“ fragte Ignat.

„Ja.“

„Gebt her, ich bringe sie hin!“ schlug der Bursche mit blinkenden Augen vor, indem er sich die Hände rieb. „Ich kenne mich aus und ein, gebt her!“

Die Mutter lachte leise, ohne ihn anzusehen.

„Aber Du bist doch müde und ängstlich und hast gesagt, Du würdest nie wieder hingehen . . .“

Ignat glättete mit seiner breiten Hand sein Lockenhaar und sagte ruhig:

„Ich ruhe schon aus . . . Angst habe ich natürlich! . . .“

Die hauen einen bis aufs Blut, sagt Ihr ja selbst . . . Wer hat den Lust, zum Krüppel geschlagen zu werden? O, ich komme nachts schon hin! Laßt mich nur . . . Heute abend mache ich mich auf den Weg . . .“

Er schwieg einen Augenblick und überlegte mit gerunzelter Stirn.

„Ich gehe bis zum Walde und verstecke mich dort, dann gebe ich unseren Leuten Nachricht. Kommt her und nehmt das — sage ich! Das ist — besser . . . Wenn man es selbst hinbringt und dabei reinfällt — so ist es schade um die Blätter . . . Hier muß man vorsichtig handeln, sie haben nicht gerade viel von solchen Blättern . . .“

„Aber wie ist es denn mit Deiner Angst?“ meinte die Mutter wieder lächelnd. Die Aufrichtigkeit dieses Lockigen,

stämmigen Burschen, die aus jedem seiner Worte und seinem runden, energischen Gesicht sprach, machte ihr Vergnügen.

„Die Angst — ist eine Sache, und die Arbeit wieder eine andere!“ erwiderte er. „Was lacht Ihr über mich? Seid Ihr denn anders? Habt Ihr denn keine Furcht? Wenn es nötig ist, muß man selbst durchs Feuer gehen! Das ist nun einmal so.“

„Ach, Du . . . Kind!“ rief die Mutter unwillkürlich. Er lächelte verwirrt.

„Nun bin ich sogar ein Kind!“

Nikolai, der die ganze Zeit mit seinen gutmütig blinzelnden Augen den Burschen betrachtet hatte, begann jetzt:

„Sie gehen dahin nicht!“

„Aber was soll ich denn? Wohin soll ich denn?“ fragte Ignat unruhig.

„Statt Ihrer geht ein anderer und Sie erzählen ihm ausführlich, was er tun muß und wie. Ist's so gut?“

„Meinetwegen!“ sagte Ignat nicht sofort und mißvergnügt.

„Ihnen verschaffen wir einen guten Paß und einen Posten als Waldhüter . . .“

Der Bursche warf schnell den Kopf hoch und fragte unruhig:

„Wenn aber die Bauern Holz holen wollen, oder ähnliches . . . Was soll ich dann machen? Sie binden? Das steht mir doch nicht . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Rätzel des Vogelzuges.

Von Paul Gangolf.

Soweit der Blick des Menschen über die Erde reicht, weiß er, daß es für ihn nichts Neues gibt, daß Wissensdurst und Schaffenslust alles durchstößt und umgewühlt haben.

Aber schon mit der Atmosphäre beginnt für den „König der Erde“ jene Welt des Unbegreiflichen, Rätselvollen, die sich dann im unendlichen Weltraum in ebenso unendliche, unergründliche Probleme fortsetzt — ihm nichts als das Bewußtsein seiner eigenen Winzigkeit lassend. Aber wieder und wieder stürmt er auch in diese Unendlichkeit — ein Zeichen, daß auch hier einst der Wille den Weg finden muß. Begreiflich ist es, wenn der Mensch hierbei ganz besonders die Vögel beachtet und bewundert, die so mühelos die Schwierigkeiten zu überwinden scheinen, die ihm noch ungehemmte Benutzung des Luftraumes verwehren. Auch wenn diese Lebewesen nicht schon durch ihre scheinbar direkt ideales sorgloses Hinleben unter Sang und Sonnenschein besonders lieb wären, müßte ihn diese Flugfähigkeit fesseln. Da sind aber vor allem die Vogelzüge, jene Gesellschaftsreisen von Millionen von Artgenossen über Hunderte von Meilen, in unbegreiflicher Schnelligkeit, unter scheinbar wunderbaren Umständen zurückgelegt. Selbst die Kinder merken bald, daß das Singvögel bis auf wenige Standvögel verschwindet mit dem Welken und Fallen des Laubes — und wieder der erste lustige Drosselpfiff erschallt, wenn der letzte Schnee im Walde geschmolzen und die ersten Anemonen hervorsteigen mit ihren noch schneefarbenen Blüten. Wenige aber bekommen je die Vogelzüge in ihrer Großartigkeit zu sehen — nur die Vogeljäger und Naturliebhaber suchen ihre natürlichen Zugstraßen auf, die immer gleich bleiben.

Da liegt man vielleicht auf dem nördlichsten Felsen Helgolands — im lauschenden Ohr das stumpfe Dröhnen und Gurgeln der anstürmenden, an den Klippen sich brechenden Wassermassen — die Augen wandern langsam von den überhöhten Klippen über die düster aufziehenden, das Meer erdrückenden Wolkenwände, wie von Geisterhänden über die Bühne geschoben. Und effektiv wie nur auf einem Schauspiel blindet plötzlich durch die Nebelluft der breite Schein vom Leuchtturm, dessen Bau sich nur ahnen läßt.

Doch wenn dann im Gleichmaß von Wind und Wellen die Sinne eingekullt, schrillt es mit einem Male hoch in den Lüften, vieltausendstimmig von allen Seiten und der auffahrende Träumer sieht seine einsame Insel wie durch Spul überfüllt mit hüpfenden und lärmenden Eindringlingen — und noch sind die Lüfte voll von Anflümmelungen, die im Lichtkreis den Leuchtturm umwirbeln wie Schneegestöber — Vögel auf dem Herbst- oder Frühlingsflug.

Immer fliegen sie nur Nachts und am sichersten hört man ihre Stimmen in stillen, schwarzen Nächten ohne Mond, ohne Stern, bei schwachen Luftzügen. Tags über treiben sie sich umher, wenn sie überhaupt durch widriges Wetter zu Unterbrechungen gezwungen werden. Wie sollen sie also in solchen Nächten den Weg nach Afrika, nach Küsten oder den Flußläufen erkennen, wie man oft behauptet?

Wenn die Hauptflugzeit ist, treffen täglich viele Hunderttausende ja Millionen ein, daß die ganze Luft erfüllt ist und oft in einer Breite von vielen Meilen.

Wer aber bringt hier die Vögel gleicher Art unter einen Hut zu diesen Weltreisen, da sie doch sonst jeder für sich bleiben? Wo

kommen überhaupt diese ungeheuren Massen her, wo wir doch in Deutschland schon über Mangel klagen?

Da müssen wir auf dem Atlas das winzige Deutschland mit den Riesensflächen Asiens vergleichen. Was durch Deutschland über diese Insel nach Süden abstreicht, ist in den Brutgebieten der Westgrenze Rußlands bis zum fernen Kamtschatka und den Amurgebieten aufgewachsen, also in ungeheuerlich großen Gebieten, gegen die Deutschland wie ein kleines Ländchen erscheint. Beim Anblick dieser Myriaden Lebewesen muß man über die Annahme lächeln, daß die Verminderung der Singvögel durch den Abschub oder Wegfang der Vogeljäger verursacht wird. Ob nicht eher die zunehmende Ausrottung von Gebüsch und Gestrüpp sowie die Luftverpestung durch die Industrie das Nisten in Deutschland erschwert?

Unendlich mannigfaltig sind die Arten, die hier auf einer festen Bahn von Osten nach Westen eilen. Sind in Helgoland doch von einem Vogeljäger 398 Arten gesammelt.

Aber nicht so genau und fix, wie der menschliche Kalender das Einsetzen von Frühjahr und Herbst anzeigt, geht die Reise, vielmehr hat jede Art nicht nur ihre eigene Reisezeit, die noch dazu durchaus nach der Bitterung abweicht, sondern jede Art scheint auch eine besondere Straße in den höheren oder tieferen Regionen des Luftraumes zu benutzen. Und wieder haben innerhalb jeder Art Männchen, Weibchen und die Jugend ihre eigenen Neigungen hinsichtlich der Reisezeit.

Daß die Flugbahn immer gleich bleibt — wie die Luftströmungen — wird durch die immer gleichartigen Beobachtungen wahrscheinlich. Danach geht die Linie im Herbst vom Amurgebiet westlich bis nach England und in kürzerem oder längerem Bogen südwärts über Frankreich, oder Alpen, Mittelmeer nach den Oliven- und Palmenhainen Afrikas, resp. in Amerika von Labrador aus nach Brasilien — ebenfalls eine Strecke von circa 400 Meilen, die meist in einer Strecke zurückgelegt werden.

Daß die Abreise einfach durch die sinkende Temperatur veranlaßt wird, geht schon daraus hervor, daß sie bei langsamem Temperaturfinken nur höchst gemächlich sich zu wärmeren Gegenden wenden und oft pausieren, bis ein jäher Temperatursturz, Frost und schneidende Ostwinde alle Küste rein fegen und eine überhastige Flucht Hals über Kopf veranlassen.

Wie die Sammlung der Züge geschieht, läßt sich vielleicht durch den starken Instinkt des Anschließens, Nachahmens erklären. Wenn zunächst vom Osten Asiens keine Schwärme vom Weiter aufgeschauert durch die Luftgebiete der Nachbarn brechen, ist ein Anschließen und Nachhaken aller Artgenossen so leicht erklärlich, besonders da ja die verschauende Kälte mitdrängt. Man kann bei der Militärmusik, bei jedem Aufzug die anziehende Wirkung auf die anderen hübsch beobachten.

Uebrigens endet die Reise vieler der ostasiatischen Arten schon in England, Frankreich oder den Mittelmeerländern, deren Winter ihnen schon warm genug gegen den der Heimat erscheint — womit wohl auch der Winkelzug über England nach Süden erklärlich wäre. Wahrscheinlicher aber ist, daß der Anblick des Ozeans diesen Winkel verursacht, da bei dieser Reise, wie erwähnt, wohl oft Nahrung gesucht wird. Bei der Rückkehr von Afrika nach dem Nistplatz geht die Reiseroute aber ganz direkt nach Hause, ohne diesen Umweg und meist ohne jede Unterbrechung.

Woher dieser Unterschied in Weg und Zeitmaß? Wenn abermals nur die übergroße Hitze sie vertreibt, so wäre doch auch diesmal ein Nachlassen der Hast in den nördlichen Gegenden angebracht. Oder sollte das Fehlen der reichen Feld- und Baumfrüchte im Frühling die Unterbrechungen überflüssig machen? Saat und Insekten gibt's doch in Masse?

Nur eine ziemlich sichere Erklärung gibt es für diese übermäßige Eile — Liebesrausch. Der Frühlingszug ist die Hochzeitsreise und im Liebesrausch herrscht nur der eine Zweck, der der Paarung — das dürfte die Eile begreiflich machen.

Als Hauptproblem galt im Vogelzug, wer eigentlich den Vögeln den weiten Weg zeigt. — Da stimmt zunächst die nächstliegende Annahme, daß das die Eltern besorgen, nicht.

Mit Ausnahme des Kuckucks ist bei allen Vögeln durch Beobachtungen festgestellt, daß immer die eben aufgezoogenen Jungen zuerst in die Welt gehen und die Alten erst mehrere Wochen bis zwei Monate später folgen. Dies aus triftigen Gründen. Denn einmal nisten sie oft nochmals, haben also noch eine Brut aufzuziehen, zum anderen Male haben sie unter allen Umständen nach der Aufzucht die Wauer des Federkleides abzuwarten.

Der Kuckuck kann zu gleicher Zeit mit seinem Nachwuchs dahinfahren, da er bekanntlich Ausbrütung und Pflege seiner Nachkommenschaft anderen überträgt.

Andererseits werden die Frühlingsflüge wirklich durch die Alten eröffnet und die Nachkommen folgen. — Wenn auch diese Reise lediglich durch Nachahmung, durch Uebernahme des Beispiels erfolgt, so bleibt das Rätsel, daß im Herbst die Millionen kleiner eben ausgewachsener Tierchen sich blindlings in den unbekanntem Ozean der Lüfte stürzen — und rasch und sicher eine fabelhaft weite Strecke durch nie gesehene Gebiete zurücklegen. Man hat zur Erklärung wieder zum Instinkt gegriffen, Instinktiv nennen wir alle Handlungen, die wie ganz von selbst geschehen, ohne vorübergehende Ueberlegung. So gehört das Blinzeln im hellen Licht, das schnelle Schließen des Auges bei bedrohenden Bewegungen dazu. — In Wirklichkeit ist auch dieser Instinkt nichts als eine zur Gewohnheit gewordene Bewegung, die ganz von selbst sich auch auf die Nachkommen überträgt. Das scheint zu stimmen, da man oft bei Kindern

dieselben Gebrechen, Merkmale, Färbungen der Eltern wiederholt sieht.

So sollen also den jungen Vögeln jene Reisen durch jahrhundertlange Gewöhnung der Eltern, Vorklaren so in Fleisch und Blut übergegangen sein, daß alles Fliegende nicht anders kann. Dann bliebe aber immer noch unbegreiflich, daß die jungen Tiere einer so enormen Flugleistung fähig sind, wie sie hier vorliegt; eine Leistung, die zu ihrer sonstigen Fliegerei in gar keinem Verhältnis steht.

Hierfür ist neuerdings auf verschiedene Erleichterungen verwiesen worden, die dieses Wunder etwas begreiflicher machen. Einmal auf die Luftfäden des Vogels, die fast zwei Drittel des ganzen Tieres einnehmen und ballonartig durch die durch Blutwärme erwärmte Atemluft den Vogel schwebend halten können, ohne daß er überhaupt die Flügel rührt. Durch Ein- oder Ausatmung, Füllung oder Leerung erfolgt also Steigung und Senkung. Nur so ist es erklärlich, daß große Vögel aus größten Höhen blitzschnell herabschießen und Inapp vor dem Boden noch, ohne zu zerschmettern, bremsen — und sich sehen können. So auch nur ist es möglich, daß Vögel ohne Flugarbeit ganz senkrecht in die Höhe steigen, wie es oftmals beobachtet wurde.

Wer einmal eine geschossene Krähe in die Hand nimmt, ist sicher als Neuling verblüfft, wie federleicht der verhältnismäßig große Vogel ist.

Und wer auf offenem Lande die Stärke der fast ständigen Luftströmungen kennt, die ebenfalls ihre festen Bahnen gehen, der kann sich wohl ganz gut vorstellen, daß diese ganzen Vogelheere wie Riesenbündel jener bunten Luftballons der Jahrmärkte von den Strömungen hinübergetragen werden — und so die eigentliche Arbeit besorgen, die wir den Vögeln selbst zuschreiben. So wenig wir auch bisher über die mögliche Zahl, Richtung und Art der Luftströmungen wissen, das eine ist sicher, daß sie ebenfalls bestimmten Gesetzen unterworfen sind, die eine gewisse Regelmäßigkeit sichern.

Kälte und Wärme bringen sie und scheuchen so die Vögel auf und treiben sie wieder her, wie einen Spielball.

Daß die Vögel solche Strömungen benutzen, geht schon aus der Erfahrung auf Helgoland hervor, daß nur bei schlechtem Wetter mit Querwinden die Vögel in Massen ihre Flügel unterbrechen, aber bei stillem guten Wetter gar nicht herabkommen, ja gar nicht zu sehen sind, so hoch fliegen oder schweben sie dahin. Man braucht nur an einen Eisläufer zu denken, mit Segel — oder ausgebreitetem Mantel vor starkem Winde treibend. Genau wie dieser mag nur der Anflug nötig sein, um dann durch Windeskraft in immer gleicher schneller Fahrt hinzugleiten, bis wohl die Strömungen im anderen Erdteil aufhören, das Ziel erreicht ist.

Löst sich auch so das Rätsel des Vogelzugs ziemlich natürlich auf, daß man von einem „Wunder“ nicht mehr sprechen kann, so bleibt uns doch in diesem Riesenspielfeld der Luftströmungen mit Millionen lieblicher Lebewesen ein großartiges Naturschauspiel, das uns mit immer erneuter Liebe und Bewunderung für unseren Erdball erfüllt.

Kleines feuilleton.

Die Kuh. Zwischen zwei hohen Mietsbauten, von der Straße durch einen Drahtzaun getrennt, an dem ein Plakat mit der Inschrift befestigt ist: „Dieses Grundstück ist zu verkaufen“, liegt ein freier, quadratförmiger Platz. Hohe, dicke Hollunderstäude ziehen sich an den Mauern entlang und üppiges Gras bedeckt den Boden. Dazwischen breiten sich Brennnesseln, Löwenzahn und Sonnenblumen aus und führen ein idyllisches Dasein. Hoch oben, an der Siebelwand, zeigt ein schwarzlockiger Frauenkopf zwei blendendweiße Zahnreihen und darunter leuchtet in Riesenlettern weithin: „Ozol, das beste Mundwasser der Welt!“ Die Herbstsonne lacht heiteren Blickes auf das grüne Fleckchen Erde herab, das gleich einer Oase aus der Steinwüste der Häuserreihen auftaucht. Fast scheint es, als sei es den profitlüsternen Augen der großstädtischen Bauhüanen entgangen und freue sich nun harmlos in süßem, stillem Frieden seines Daseins. Vorn an der Straße braust und brandet das Leben der Weltstadt vorüber, erwerbs- hungrige Menschen eilen hastig dem verborgenen Glücke nach. Und wie ein sagenhaftes Untier aus grauer Vorzeit taucht jetzt hinter den Hollunderbüschen eine Kuh auf, eine leibhaftige, schwarz- und weißgestrekte Kuh. Mit großen, verwundernten Augen glotzt sie, ohne sich in ihrem gemächlichen, umständlichen Kauen stören zu lassen, in das Gewühl der Straße. Zwei Schulknaben bleiben überrascht ob des ungewohnten Anblickes stehen. „Da, tief doch, ne Kuh!“ „Det is ja 'n Oshje!“ erwidert der angeprochene Knirps mit altkluger Miene. „Du bist och emer, ne Kuh is et.“ Da der Tierkundige seine Autorität schwinden sieht, wird er aufgeregt. „Det is 'n Oshje, id muh et doch wissen, id jeh doch alle Forien zu meine Großmutter uff Land!“ Der andere ist aber noch nicht überzeugt, deshalb meint er zweifelnd: „So siehst Du aus! An wat willst denn sehen, det det 'n Oshje is?“ „Na, an de Hörner, ne Kuh hat doch man bloß janz kleine Hörner!“ Der Fragesteller ist scheinbar befriedigt, denn sie trollen beide mit ihren Schulbüchern weiter. Ein steinaltes Mütterchen mit einem Kinde kommt vorbei. „Sieh mal, Frischchen, sieh mal da, ein Kuhmüdelchen!“ Der Kleine streckt verlangend die ungeschickten Fäustchändchen danach aus. Soldaten ziehen vorüber. Wie aus einem Munde rufen sie:

„Da, ne Kuh!“ Lachend wirft einer dazwischen: „Wenn wa die schlachten könnten, kriegte jeder von uns mal 'n anständigen Gappchen.“ Zwei Arbeiter, in den Händen blaue Kaffeekannen haltend, bleiben einen Augenblick stehen: „Da, sieh mal, ne Kuh!“ ruft der eine erstant, mit dem Finger wie auf ein Meerwunder zeigend. „Mensch, wie kommt denn die daher?“ „Ra uff'n Weenen, wie denn sonst!“ Jetzt durchgittert der dumpfe, brüllende Ton einer Kampfschiffe, gleich der Stimme eines vorsinkflutlichen Ungeheuers, die Luft. Hastig eilen die beiden weiter, ihrer Arbeitsstelle zu. Die Kuh aber steht in unerschütterlicher Ruhe schnuppernd und laudend in dem hohen Grase und peitscht mit dem dicken, zottigen Haarbüschel des Schwanzes ihre Flanken.

Wie lange wird es dauern und auch sie wird den Weg allen Fleisches gehen. Auf dem grünen Fleckchen aber wird sich über kurz oder lang eine hohe Mietsmauer erheben und die Lücke in der langen Häuserflucht ausfüllen.

Psychologisches.

Was ist der Schmerz? — Eins der fesselndsten, aber auch zugleich schwierigsten Gebiete der Forschung liegt auf dem Felde, wo körperliche und geistige Betätigung oder, um die mit Erkundung beschäftigten Wissenschaften dafür einzusetzen, Physiologie und Psychologie, einander berühren. Hier beginnt eben die objektive Forschung aufzuhören, und es tritt die heille Aufgabe an den Menschen heran, über sein eigenes unsichtbares Innenleben zur Klarheit zu kommen. Auf diesem Gebiete steht auch das große Fragezeichen über das Wesen des Schmerzes, dem Hugo Feilchenfeld in der „Zeitschrift für Physiologie und Psychologie der Sinnesorgane“ eine gehaltvolle Auseinandersetzung widmet. Das hauptsächlichste Ergebnis dieser Untersuchungen liegt in der Auffassung, daß der Schmerz zwischen Empfindung und Gefühl steht und mit keinem dieser beiden Begriffe ausschließlich gleich gesetzt werden kann. Die Empfindung bezieht sich auf einen von der Außenwelt kommenden Reiz, das Gefühl entsteht im Innern des Menschen und ist sich einer solchen Beziehung zu äußeren Einwirkungen gar nicht bewußt. So besteht auch der Empfindungsinhalt in Eigenschaften der Außenwelt, die auch dann vorhanden sind, wenn sie nicht wahrgenommen werden, man denke beispielsweise an das „im Verborgenen blühende Veilchen“, das seinen Duft ausstendet, auch wenn kein Mensch da ist, ihn zu empfinden. Ein Gefühl der Lust oder der Unlust dagegen gilt als ein Vorgang, nach dessen Ursache wir uns fragen, ohne eine sichere Antwort darauf erwarten zu können. Mit dem Schmerz ist es anders. Wenn er mit einer Empfindung, wie sie uns die Sinne vermitteln, verglichen wird, so stellt sich eine Ähnlichkeit heraus. Wie der Taktstimm uns eine Verührung an einer unbestimmten Stelle der Körperoberfläche verrät, so verlegen wir auch den Schmerz nach außen, und zwar an den Ort, von dem ein Reiz ausgeht. Mit dieser Empfindung ist aber außerdem ein Gefühl verbunden, das in unserem Innern entsteht, so daß gewissermaßen der äußere Reiz den eigentlichen Schmerz erst auslöst. Die Teile des Gehirns, in denen das Schmerzgefühl zustande kommt, verlegen mit großer Sicherheit dessen Ursprung an eine bestimmte Körperstelle. Daß der Schmerz selbst dennoch von den Empfindungen verschieden ist, ergibt sich aus der bekannten Tatsache, daß jemand, dem ein Bein abgenommen ist, noch lange Schmerzen in den Beinen empfinden kann, während ein Reiz durch Verührung an dem verlorenen Körperteil selbstverständlich unmöglich ist. Bei den allgemeinen Gefühlen der Unlust kann von einer örtlichen Begrenzung des Ursprunges keine Rede sein, und daraus ergibt sich andererseits der Unterschied des Schmerzes von den Gefühlen. Allerdings wird das Wort Schmerz nicht eindeutig genug angewandt, sondern zum Teil auf Erscheinungen bezogen, die nicht zusammengehören, wie es ja übrigens mit dem Wort Gefühl nicht anders ist. Gewöhnlich unterscheidet man zwischen körperlichen und seelischen Schmerzen und nennt, was mit letzterem zusammentrifft, auch einen hohen Grad von Unlustgefühl Schmerz, während eigentlich der körperliche Schmerz fast immer von Unlustgefühlen begleitet ist. Allerdings kommt auch das Gegenteil vor, wie die Beispiele der Fakire, Flagellanten und Masochisten beweisen, bei denen sich Schmerz mit Lust verbindet. Die Reize, die den Schmerz auslösen, sind meist solche der Verührung mit der Außenseite des Körpers. Zu diesen ist schließlich jede Einwirkung auf die Sinne zu rechnen, so auch die Einwirkung eines plötzlichen Lichteinfalls in das Auge, das einen Blendungs- Schmerz sogar bei erschöpfener Lichtempfindung verursachen kann. Der Unterschied zwischen der einfachen sinnlichen Empfindung und dem Schmerz beruht darin, daß der Schmerz eine Steigerung des Reizes voraussetzt, deren Betrag natürlich für die einzelnen Menschen und für ihr wechselndes Befinden verschieden ist. Die Steigerung des Reizes, die zum Schmerz führt, kann in einem Moment eintreten, kann sich aber auch darin bemerkbar machen, daß der Reiz eine örtliche oder zeitliche Ausdehnung annimmt, ohne über einen geringen Grad der Stärke hinauszugehen. Viele werden es aus Erfahrung bestätigen, daß eine an sich schwache Empfindung durch ihre Dauer schmerzhaft werden kann. Die Ansicht, daß es besonders nervöse Apparate, bestimmte Schmerznerven, gebe, deren Funktionen nur für krankhafte Zustände angepaßt sind, hat durch die neueren Untersuchungen eine Widerlegung gefunden. Solche besonderen Organe sind nicht vorhanden. Vielmehr sind die Organe, die beim vollkommen gefunden Menschen keiner Schmerzempfindung zugänglich sind, auch in erkranktem Zustande schmerzfrei, während

Beispielsweise das Zahnfleisch bei der Berührung schmerzt, auch wenn es ganz gesund ist. Solche schmerzfreien Organe gibt es allerdings an der Körperoberfläche überhaupt nicht, vielmehr sind die angenommenen Schmerznerven an den äußeren Körperteilen und auch an allen anderen, die der Körperoberfläche nahe genug liegen, sehr zahlreich. Der Schmerz darf weder lediglich als ein starkes Gefühl noch als eine Empfindung betrachtet werden, sondern nimmt unter beiden Arten der Vorgänge eine Sonderstellung ein. Wenn wir nach seinem Zweck fragen, so kann dieser darin gesehen werden, daß er dem Menschen als ein Warnungssignal gegenüber den möglicherweise gefahrdrohenden Einflüssen der Außenwelt dienen soll. Während uns aber die durch die Sinne vermittelten Empfindungen und Eigenschaften der Außenwelt belehren, sagt uns der Schmerz darüber zunächst nichts, Feilschenfeld bezeichnet daher den Schmerzsum als farblos.

Völkertunde.

Die holländische Bevölkerung in der westlichen Kapkolonie hat der englische Leutnant J. M. G. Elliot während einer längeren Reise zu beobachten Gelegenheit gehabt. Seinen Mitteilungen sei nach dem „Globo“ folgendes entnommen: Während in den meisten Teilen Südafrikas es nur gewisse Familien gibt, bei denen man die Vermischung farbigen Blutes wahrnehmen kann, ist es hier in diesen abgelegenen Gegenden nicht nur häufig, sondern auch stark ausgeprägt vorhanden. Da die Mädchen früher als in England die Pubertät erreichen, können sie mit 16 oder 17 Jahren mit unseren 23- oder 24jährigen Mädchen verglichen werden. Entsprechend früher werden sie denn auch verheiratet, was um so leichter geschehen kann, als dort im „Weld“ nicht die Schwierigkeiten bestehen, die heute bei uns die Ehe beschränken. Ein junges Paar hat eben nur ganz geringfügige Bedürfnisse dort: ein Wagen, ein Zelt und eine Schaf- und Ziegenherde. Und ist selbst das nicht vorhanden, so nimmt man seine Zuflucht zu dem „Bywoner“-System. Es ist allgemein üblich in Südafrika und beruht im wesentlichen auf einem Uebereinkommen zwischen Eigentümer und Mieter. Der Eigentümer gewährt dem „Bywoner“ ein kleines Haus und ein Stück Land, während der „Bywoner“ dafür mit einem Teil seiner Ernte oder Arbeitskraft bezahlt. In der westlichen Kapkolonie sind die „Bywoners“ nicht Fremde, sondern nahe Verwandte des Besitzers. Man findet nicht selten eine Gemeinde, die nur von Mitgliedern einer Familie gebildet wird. Der Großvater — manchmal der erste Ansiedler — hat das beste Haus, während daneben seine Söhne mit ihren Familien in Hütten oder Zelthäusern wohnen. Der Vur hat keinen Ehrgeiz, höchstens den, recht viel Land zu besitzen. Wenn er ein paar Schafe aufziehen kann, ein Weib besitzt, das ihm die Hütte rein hält und locht, und eine für seinen Farmbetrieb genügend zahlreiche Familie, so ist er zufrieden. Es besteht keine Anregung und keine Notwendigkeit für den jungen Vur, den Ort zu verlassen, an dem er geboren war, und die Heiratsmöglichkeit ist auf Personen beschränkt, die miteinander alle mehr oder weniger verwandt sind. Inzest ist nicht ungewöhnlich. Deshalb kann es nicht überraschen, daß die Zahl von Schwachsinnigen oder Geisteskranken groß ist; sie sind indessen nicht gefährlich veranlagt. Elliot fand diese Holländer glücklicher und zufriedener, als es die Menschen sonst sind. Nicht zu leugnen ist, daß der Vur in der Krankheit mutlos wird, wie der Schwarze; ist er aber gesund, so ist er das Feinste. Groß ist die Unwissenheit, und er glaubt halb und halb daran, daß die Krankheit unmittelbar von der Hand Gottes als Strafe für irgend ein Vergehen gesandt wird, weshalb man ihr nicht entgegenzutreten solle. Wenn der holländische Farmer selbst sich nicht wohl fühlt, schickt er freilich sehr schnell zum Arzt, geschieht das aber mit seiner Frau oder seinem Kinde, so denkt er nicht im Traum daran. Der Grad der Liebe zu ihnen ist bei ihm eben nicht so groß, als man es bei Familiengliedern erwarten sollte; sie sind ihm wenig mehr als sein Vieh. Er denkt bei sich: Wenn mein dickes, häßliches Weib etwas Böses begangen hat, weshalb sie in den Augen des Allmächtigen nicht länger für wert gehalten wird, auf Erden zu wohnen, so paßt es sich für mich, einen ergebenen Diener des Herrn, sicherlich nicht, sein Tun zu stören. Ich muß vielmehr beten und seiner hohen Güte danken, daß er eine Wahl mehr als einem hübschen Mädchen des Distrikts gegeben hat, das bei der Aussicht springen wird, die Frau eines so großen Landeigentümers, wie ich es bin, zu werden. Und was das Kind angeht, nun, so wird es in einer Familie von 18 nicht vermigt werden. Elliot fügt hinzu, daß sehr starke Familie die Regel sei. Er habe z. B. auf einem Grabstein gelesen, daß eine Frau 28 Kinder geboren habe. —

Humoristisches.

Der fruchtbare Moment.

Still ruht die Insel Rorderney,
Saison und Willow sind vorbei.
Sie sah verschiedene Volkesboten,
Nur keine schwarzen, keine roten.

Der allerlinkste der Rorderneyer,
Ein Demotrat war's, Herr v. Baher,
Der mutig ans Meer geradelt ist
(Und seit einem Jahr geadelt ist).

Der Ritter v. Baher unbroffen

Sprach jetzt vor seinen Parteigenossen,
Von jener Insel erzählte der Schwabe,
Und was man ihm dort verheizen habe.

Und der Ritter beschloß: demokratischen Seelen
Den Bloch, den Bloch, den Bloch zu empfehlen.
Zerfällt er, so dringt das Zentrum durch,
Und davor hat er große Furcht.

So ist zu Michels Ruh und Frommen
Der fruchtbare Moment gekommen. . . .
Es blüht der Bloch. In diesem Sinne:
Wolfram von Eschenbach, beginne!

(Gottlieb im „Tag“.)

Notizen.

— Eine Atelierausstellung kunsthandwerklicher Arbeiten wird am Sonnabend, den 12. Oktober, vormittags 12 Uhr, in der Schule Reimann, Landshuterstr. 38, eröffnet. Sie ist bis Mittwoch, den 16., täglich von 10—1 und 3—6 Uhr bei freiem Eintritt zu besichtigen.

— Bühnenchronik. Gobineaus „Renaissance“ wurde in einer verkürzten Bearbeitung vom Stuttgarter Goethe-Verein zur Aufführung gebracht. — „Der Müller von Sanssouci“, ein einaktiges Singpiel, komponiert von R. Goepfert, wurde in Weimar beifällig aufgenommen. Dasselbe Stück war bereits in Frankfurt a. M. gegeben worden, hatte aber dort statt des „alten Fritz“ einen „alten Dessauer“ erhalten.

— Ein deutscher Kunstgewerbe-Bund. Unter der Führung namhafter deutscher Architekten, Maler und Kunstgewerbler sowie unter korporativbeteiligung der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk von Dresden und München, der Karlsruher Kunstbruderei Künstlerbund und der Saaledecker-Werkstätten wurde in München der Deutsche Kunstgewerbe-Bund gegründet. Der „Deutsche Kunstgewerbe-Bund“ hat als vornehmliches Bundesziel den gemeinsamen Interessenzusammenschluß der Erfinder, der ausführenden und der vertreibenden Kräfte. Er will eine wirtschaftliche Vereinigung aller besten Kunstbetriebe, technischen und kaufmännischen Intelligenzen auf dem Boden des modernen Kunstgewerbes erzielen. Weiter fallen in sein Arbeitsgebiet: Förderung aller auf Veredelung der Arbeit und Steigerung der Qualität gerichteten Bestrebungen, Hebung des Verständnisses für zweckmäßige Schönheit im Volke, literarische Aufklärung über Ziele und Bedingungen der besten Produktion, Organisation des gewerblichen und kunstindustriellen Ausstellungswezens, Hebung des Niveaus der an der Produktion beteiligten Arbeiterkreise durch verbesserte Schulung und Lehrlingsausbildung.

— Ein untermeerischer Vulkanausbruch ist im Inselmeer der Südsee vor sich gegangen. Das fragliche Gebiet liegt in der Nähe der Tonga- oder Freundschaftsinseln, und zwar im Südwesten der südlichsten Eilande dieser Gruppe, und streckt sich von dieser nach der kleinen Felsklippe Ata. Vorläufig sind genauere Angaben über die Folgen der Eruption noch nicht gemacht worden, und man weiß nur, daß sich wahrscheinlich eine untermeerische Bank zwischen Tongatabu und Eua einerseits und der Ata-Insel andererseits gebildet hat.

— Medizin-Moden. Dr. Gumbert überreichte der Pariser Akademie für Medizin eine seltsame Denkschrift. Der Gelehrte hat sich damit beschäftigt, auf statistischem Wege zu ergründen, ob nicht auch in der Heilkunde die Mode eine Rolle spielt. Dabei wurde festgestellt, daß die altmodischen Medicinen, wie Opium, Laudanum, Jod und Bismut die gleiche Beliebtheit genießen, wie früher; in anderen Heilmitteln aber zeigten sich interessante Schwankungen. Die Blutegel z. B. sind fast völlig aus der Mode gekommen; dieselben Apotheker, die 1876 gegen 50 000 verkauften, registrieren heute einen Umsatz von kaum 12 000. Antiphrin ist um 50 Proz. zurückgegangen, und auch Chinin zeigte eine Abnahme von 25 Proz. Dagegen haben eine Reihe neuerer Drogen, wie z. B. Aspirin, enorme Umsatzsteigerungen aufzuweisen.

— Die Radioaktivität der Niederschläge. Die Herren Constanzo und Negro haben in Bologna Untersuchungen über die Radioaktivität der Niederschläge angestellt, über welche sie in der „Physikalischen Zeitschrift“ des näheren berichten. Aus den dort mitgeteilten Messungen geht hervor, daß der atmosphärische Niederschlag, er mag nun Schnee oder Regen sein, in frisch gefallenen Zustände stets radioaktiv ist, d. h. eigenartige dunkle Strahlen ausstrahlt, die auf die photographische Platte wirken, elektrisch geladene Körper entladen usw. Bemerkenswert ist dabei, daß die Radioaktivität des Regenwassers dann beträchtlich größer ist, wenn es von Gewittergüssen herrührt, besonders wenn diese noch von Hagelfällen begleitet sind. Allerdings verschwindet die Radioaktivität des Niederschlages nach kurzer Zeit, nach etwa zwei Stunden, fast vollständig.